

Vom Verschwinden der Musik aus Sängerperspektive

Seit vielen Jahren beschäftigt sich der „Bundeswettbewerb Gesang Berlin e.V.“ (BWGB) mit dem Zustand des Sängernachwuchses in Deutschland.

Der Bundeswettbewerb ist in unserem Land neben dem Deutschen Musikwettbewerb der zweite große und europaweit gesehene der größte nationale Gesangswettbewerb und als solcher ein repräsentativer Spiegel der Ausbildungssituation in diesem für unser Musikleben so wichtigen Fach.

Mehrfach wurde unserem Fachausschuss, dem für Reglement und Jurorenwahl zuständigen Gremium, zugetragen, dass sehr wohl die Besten prämiert werden, diese aber den Anforderungen unserer besten Bühnen im Vergleich mit der internationalen Konkurrenz nicht gerecht würden, wobei Ausnahmen natürlich immer die Regel bestätigen. Melden sich die Besten vielleicht nicht zur Teilnahme, weil der BWGB nicht attraktiv genug ist?

Daran scheint es nicht zu liegen. Wir haben ein unabhängiges Kulturmarktforschungsinstitut mit einer repräsentativen Umfrage unter renommierten Gesangspädagogen hinsichtlich der Akzeptanz und Qualität des BWGB beauftragt. Sie führte zu ausgesprochen positiven Ergebnissen.

Um weitere Ursachenforschung zu betreiben, wurde ein runder Tisch mit den an der Ausbildung beteiligten Institutionen einberufen. Sie sollten gemeinsam mit den Mitgliedern des Fachausschusses Ursachen analysieren und Lösungswege suchen.

Eingeladen wurden Prof. Dr. Jan Hammar, neu gewählter Präsident des Bundesverbandes deutscher Gesangspädagogen (BDG), Prof. Martin Christian Vogel, Rektor der HfM Detmold und selbst Gesangspädagoge, Prof. Dr. Birgit Jank, Abteilung Schulmusik der Universität Potsdam, Axel Brüggemann, Vice President Classical Germany, Sony Music Group und Moritz Puschke, Geschäftsführer des Deutschen Chorverbandes.

Allen gemeinsam war zunächst die Wahrnehmung, dass das Singen aus unserer Gesellschaft verschwindet.

Herr Prof. Vogel und Frau Prof. Dr. Jank sehen eine Ursache dafür in Adornos Reaktion auf die Erfahrung mit dem „Dritten Reich“. Singen wurde dort als gemeinschaftsbildendes Element erkannt und benutzt, der reiche Schatz deutscher Volkslieder für das ausgrenzende, menschenverachtende System missbraucht und damit für nachkommende Generationen verbrannt.

„Kein schöner Land in dieser Zeit“ blieb den Kindern der Täter regelrecht im Halse stecken.

Natürlich waren weder das Volkslied noch die ursprünglichste Form des Musizierens, das Singen, an dem rassistischen Wahnsinn schuld.

Dennoch folgten viele Schulmusiker Adornos Diktum „Gesungen haben wir lange genug!“

und verlegten sich mehr auf das Analysieren und das Hören von Tonkonserven.

Der natürliche Zugang, die unmittelbare frühkindliche Erfahrung, das Singen in Familie, Kindergarten und Schule wurde weniger. Zu differenzieren ist allerdings zwischen den „alten“ und den „neuen“ Bundesländern, in denen das Singen in Krippe, Kita und Schule sowie in der Ausbildung der entsprechenden Berufe einen wesentlich höheren Stellenwert erfahren hat.

Ebenfalls zu nennen ist der Rückgang der kirchlichen Bindung mit regelmäßigen Singerfahrungen in Gottesdienst, Kirchenchor oder Pfadfinderlager.

„Singen ist peinlich“ ist ein schmerzlich oft gehörter Satz von Jugendlichen.

Hinzu kommen in Zeiten von G8 ein extremer Zeitmangel bei Gymnasiasten, der ein intensives Hobby wie Musizieren kaum zulässt. Die oft mäßige Bezahlung der Sänger an kleinen und mittleren Theatern, an denen manchmal Solisten weniger verdienen als sozial vergleichbar besser abgesicherte Kollegen aus dem Chor lässt manchen, vor allem die auf der Bühne so dringend benötigten Männer, vor seinem beruflichen Traum zurückschrecken. Während der Musiker- und Sängerberuf in Entwicklungs- und Schwellenländern soziale Aufstiegschancen bietet und ein Sprungbrett in die „erste Welt“ bedeutet, sehen deutsche Interessenten Risiken für ihre Lebensplanung. Dies erklärt auch, warum so viele hochmotivierte Kandidaten z.B. aus Mittelamerika oder China bei internationalen Wettbewerben oder an den im internationalen Vergleich extrem kostengünstigen deutschen Musikhochschulen anzutreffen sind.

Wird die eigene Stimme dennoch als Instrument entdeckt, wendet man sich zunächst an Musikschulen. Hier sind die Wartelisten lang. Viele Musikschulen sind als „freiwillige Leistungen“ von Landkreisen und Kommunen in finanziell angespannter Lage, wenn nicht gar substanziell bedroht, was wiederum Auswirkungen auf die Vertragsgestaltung mit den Pädagogen hat.

Kann man mit befristeten Verträgen zu Niedriglöhnen die besten Pädagogen gewinnen?

Und genau die sind nötig, denn die Arbeit mit jungen Stimmen bedarf eines großen Verantwortungsbewusstseins und ist hochkomplex!

Eine Alternative sind private Gesangslehrer, aber wer kann deren Qualität beurteilen?

Der BDG (Bundesverband deutscher Gesangspädagogen) ist sich des Problems der Qualitätskontrolle der Ausbilder sehr bewusst. Der Begriff „Gesanglehrer“ oder „Vocalcoach“ ist gesetzlich ungeschützt. Man bemüht sich hier um ein zusätzliches System per Gütesiegel des BDG.

Dieselbe Frage der Entlohnung stellt sich bei der Ausstattung unserer Hochschulen: Kann man mit den z.Zt. geltenden Sätzen wirklich die Besten bewegen, ihr Wissen weiterzugeben, nicht nur an künftige Sänger sondern auch an Schulmusiker und Chorleiter, die oft von Lehrbeauftragten unterrichtet werden und sehr wichtige Multiplikatoren von gesundem oder auch ungesundem Singen sind.

Die Einstellung, dass weniger begabte Sänger, weniger erfolgreiche Studenten ja immer noch als Pädagogen tätig sein können, halte ich persönlich für gefährlich. Die Trennung, die vielerorts schon im 1. Semester geschieht zwischen den Studiengängen „Gesangspädagogik“ und „Künstlerische Ausbildung“, ist meines Erachtens nach nicht zielführend. Es droht nämlich die Spaltung des Lehrkörpers in „Künstler“, die sich erst mit Pädagogik beschäftigen, wenn eine Lehrtätigkeit angestrebt wird, was nicht selten zu spät ist, und „Pädagogen“, denen die notwendige Bühnenerfahrung und das Wissen um die realen Berufsanforderungen fehlt.

Hier sollten wir vom Handwerk lernen, wo von alters her Technik vom ausübenden Meister an Lehrlinge vermittelt wird. Ausüben und Weitergeben sind zwei Seiten derselben verantwortungsvollen Medaille, des „Musikerseins“!

Ein weiterer Aspekt neben der Vermittlung einer abrufbaren Atem- und Gesangstechnik in der Hochschulausbildung ist das Thema Sprache. Die Zeiten in der unsere Stadttheater die Opern in deutscher Übersetzung spielten sind Gott sei Dank vorbei. Das bedeutet aber, dass wir uns bereits in der Ausbildung darauf vorbereiten sollten, in Italienisch, Französisch, Russisch, Englisch, Deutsch und vielleicht sogar Tschechisch internationalen Maßstäben genügen zu können. Das heißt, sich um die korrekte Aussprache und das Verständnis des Gesungenen intensiv zu bemühen. Meist findet sich in den Vorlesungsverzeichnissen ausschließlich Italienisch.

Hier sind uns die angelsächsischen Ausbildungsstätten mit ihren „diction lessons“ von Muttersprachlern einen Schritt voraus.

Bereits im Jahr 2000 hat eine Untersuchung von Prof. Heiner Gembris ergeben, dass die Ausbildungssituation nicht praxisgerecht genug ist (Wißnerverlag 2005, „Von der Musikhochschule auf den Arbeitsmarkt“). Diese wurde beim Jahreskongress des BDG in Nürnberg vorgestellt.

Nach zehn Jahren und der Umstellung auf Bachelor und Master haben Gesangstudenten im Schnitt ein Jahr an Studienzeit verloren, sonst habe sich nichts geändert, beklagt Prof. Dr. Jan Hammar vom BDG.

Außerdem müssen wir uns darüber im Klaren sein, dass nicht eine gute Abschlussnote das eigentliche Ziel der Ausbildung ist, denn über Engagements entscheiden Vorsingen. Gefragt ist also die Fähigkeit, in diesem anspruchsvollen Beruf bis zum Rentenalter zu bestehen. Hier gibt es allzu oft eine große Diskrepanz.

Taxifahrende Hochschulabsolventen sind Ressourcenverschwendung und eine Katastrophe: persönlich, künstlerisch und volkswirtschaftlich!

Aber damit beschreibe ich, wie gesagt, nur Gipfel des Eisberges.

Was dringend vonnöten ist, und was sich bei unserer Bestandsaufnahme regelrecht aufdrängt, ist eine flächendeckende, nachhaltige, qualitativ hochwertige Vermittlung des Singens von Kleinkindbeinen an, um den Pool an singenden Menschen zu vergrößern.

Viele Menschen in unserem Land erkennen das und handeln.

In Berlin hat Daniel Barenboim einen „Musikkindergarten“ gegründet, der Deutsche Chorverband hat sein „Felix“-Projekt in 4000 Kindergärten (d.h. 25 000 Kinder!) integriert, 500 Kindergärten kommen jährlich hinzu. In NRW gibt es neben JeKi (Jedem Kind ein Instrument) nun auch JEKISS (Jedem Kind seine Stimme). „Canta prima“ ist ein Projekt der HfM Frankfurt, SMS (Singen macht Sinn!) eines in Ostwestfalen-Lippe. An der Nürnberger HfM gibt es das Projekt „Wachsen mit Musik“ zwischen Kindergärten, Vorschulen und HfM. Es gibt „Lass uns singen!“ der Drogerie-Kette DM. Der Carus-Verlag kümmert sich um Volks- und Wiegenlieder, ebenso die Sony Music Group.

Viele Opernhäuser und Orchester haben musikpädagogische Programme auf den Weg gebracht.

Dies steht in krassem Gegensatz zu dem scheinbar unaufhaltsamen Abbau des Musikunterrichts an öffentlichen Schulen, wie zuletzt in Niedersachsen oder Berlin, unabhängig davon, welche Couleur regiert.

Die Menschen erkennen den Sinn sängerischer und musikalischer Betätigung für ihre Kinder (Stärkung des Selbstwertgefühls, Stärkung des Sprachzentrums, Ausbau sozialer Kompetenz: alles in jedem Wirtschaftsunternehmen dringend benötigt.....) und suchen kompetente Anbieter.

Diese sollten sich unserer Meinung nach besser vernetzen!

Um deutlich zu machen, was auf diesem Gebiet in Deutschland alles im Aufbruch ist, bräuchten wir eine Plattform, ein Plenum für Erfahrungsaustausch und gegenseitige Hilfestellung.

Auch übrigens, um deutlich zu machen, dass es viele Wählerstimmen sind, die sich für den Erhalt einer musikalischen Kultur in Deutschland einsetzen und ihre politischen Vertreter an der Umsetzung messen wollen! Hierfür bietet sich die chor.com 2011 in Dortmund an, die Fachmesse des Dt. Chorverbandes.

Eine weitere Idee wäre, den Kontakt von „Hochkultur“ zur Basis zu personalisieren.

Ich habe im Selbstversuch die allerbesten Erfahrungen gemacht, als ich im Papageno-Kostüm Vorschulgruppen oder untere Grundschulklassen durch die Berliner Staatsoper geführt habe. Da gibt es unendlich viel zu entdecken. Kindern wird eine Hemmschwelle genommen, wenn im Dialog die Werkstätte des Maskenbildners, des Requisiteurs, des Beleuchtungsinspizienten besichtigt wird.

Hier wird ein Keim gelegt, der schnell aufgehen kann und nachhaltig trägt.

Wenn jeder Profimusiker „Pate“ einer Kindergartengruppe, einer Grundschulklasse wäre, könnten sehr viele junge Menschen erreicht und infiziert werden. Das muss nicht sehr viel Arbeit bedeuten, aber ein wiederholter Kontakt in Absprache mit Erzieherinnen oder Lehrern würde meiner Meinung nach sehr viel bewirken können.

Das Kanon-Singen sei hier empfohlen: mit einfachen Mitteln die eigene Stimme und Polyphonie entdecken, sich selbst und anderen zuhören lernen – eine in jeder Situation des Lebens nicht zu unterschätzende Fähigkeit!

Wie macht man der Politik klar, dass die Förderung unserer Musiktradition kein schwarzes Loch für Subventionen, sondern eine Investition in den Humus einer humanen Gesellschaft ist? Dass Tradition nicht die Bewahrung der Asche, sondern das Weiterreichen der Flamme bedeutet.

Heute kann die „Kulturnation“ Deutschland von Venezuela und Brasilien lernen, wie man mit Hilfe von musikalischer Bildung soziale Brennpunkte entschärft.

Wo bleibt „El sistema“ für Berlin-Neukölln?!

Es kann uns Musikern und Veranstaltern nicht nur darum gehen, in 10 Jahren noch CDs verkaufen zu wollen oder einen Konzertsaal füllen zu können. Wir ausübenden Musiker haben eine gesellschaftliche Verantwortung dem Kulturgut Musik, unseren großen Meistern und der nachwachsenden Generation gegenüber!

All die genannten Probleme zu lösen, ist die Aufgabe vieler Verantwortlicher: Rektorenkonferenz, Bühnenverein, Kultusministerkonferenz, BDG, Chorverband und jedes einzelnen Pädagogen.

Kommunikation und Einsicht in Handlungsbedarf erscheint dringend notwendig. Der Musikrat ist hier sicherlich in der Rolle des Moderators. Die Probleme beim Namen zu nennen, erschien dem BWGB eine Verpflichtung!

Vom aktuellen „Bundeswettbewerb Gesang Berlin“, der am 6.12.2010 sein Abschlusskonzert in der Komischen Oper Berlin hatte, gibt es übrigens Erfreuliches zu berichten: Das Niveau wurde von der Jury durchgehend als sehr gut bezeichnet, vor allem auch im Juniorwettbewerb, wo sich erfreulich viele Männer durchsetzen konnten. Hinsichtlich der Anzahl unserer Musiktheater, der Anzahl unserer Hochschulen und hinsichtlich unseres Selbstverständnisses als „Kulturnation“ gibt es allerdings noch einiges zu tun.

Daniel Barenboim hat einmal gesagt: „Musik ist nicht elitär, aber der Umgang der Gesellschaft mit ihr!“

Singen macht Spaß, bringt Menschen zusammen und bildet: intellektuell, sozial und emotional.

Lasst uns die Flamme weiterreichen!

Berlin, den 7.12.2010

gez. Hanno Müller-Brachmann

Konzert- und Opernsänger (Deutsche Staatsoper Berlin),
& Gesangspädagoge (HfM „Hanns Eisler“, Berlin)

Vorsitzender „Bundeswettbewerb Gesang Berlin e.V.“